



Johannes Fried. *Der Schleier der Erinnerung: Grundzüge einer historischen Memorik.*
München: C.H. Beck Verlag, 2004. 509 S. (gebunden), ISBN 978-3-406-52211-6.



Reviewed by Marcel Müllerburg

Published on H-Soz-u-Kult (March, 2005)

J. Fried: Der Schleier der Erinnerung

SchiffsrÄ¼mpfe schieben sich ineinander, schildbe-
wehrte KÄ¼mpfen fechten von Deck zu Deck. Aus dem
Gewirr von Schiffsplanken, Leibern und Wellen tauchen
da und dort das kaiserliche Adlerwappen und der vene-
zianische goldene LÄ¼we auf rotem Grund auf. Die Ga-
leerenschlacht, wie sie der Maler Spinello Aretino An-
fang des 15. Jahrhunderts auf den schwarzen Wellen vor
Venedig sich abspielen lieÄ¼, stellt den Sieg der Lagu-
nenstadt Ä¼ber die weit Ä¼berlegene Flotte des Kaisers
Friedrich Barbarossa im Jahre 1177 dar. Auf der Flucht
vor dem Kaiser, so will es die Ä¼berlieferung, hÄ¼tte
sich Papst Alexander III. nach Venedig gerettet, dessen
Herrscher er, nachdem sie ihn so glÄ¼cklich beschÄ¼tzt
hÄ¼tten, als VorkÄ¼mpfer der Kirche bezeichnet und mit
zahlreichen Privilegien ausgestattet haben soll. Doch die
Seeschlacht mit all ihren von Aretino so liebevoll aus-
gestalteten Details und den angenehmen Folgen fÄ¼r die
Dogen ist eine Mythe, eine dem kollektiven GedÄ¼chtnis
Ä¼mplantierte ErinnerungÄ¼. Das tat aber ihrem Fortle-
ben unter der Maske historischer Wahrheit bis in die an-
tipÄ¼pstlichen Polemiken Martin Luthers hinein keinen
Abbruch.

Dass man sich einer Begebenheit erinnert, verbÄ¼rgt
allemaal noch nicht deren historische Wirklichkeit. Diese
Einsicht zwingt gerade jene Wissenschaft zur methodo-
logischen Reflexion, die sich das VerstÄ¼ndnis vergange-
nen Geschehens zur Aufgabe macht. Der Frankfurter Me-
diÄ¼vist Johannes Fried hat in seinem jÄ¼ngsten Buch
âDer Schleier der Erinnerungâ diese Herausforderung
angenommen. Er will darin, wie es im Untertitel heiÄ¼t,
âGrundzÄ¼ge einer historischen Memorikâ entwickeln,
die ergÄ¼nzend zu den herkÄ¼mmlichen Methoden der
Geschichtswissenschaft hinzutreten und der es gelingen
soll, den Schleier zu lÄ¼ften und der Begebenheit ins An-
gesicht zu schauen.

Das Buch endet mit der Feststellung, ganz am Anfang
zu stehen. Die Ä¼neurokulturelle Geschichtswissenschaft
tÄ¼ (S. 393), die Fried beabsichtigt, bedarf zunÄ¼chst einer
Sichtung jener EinflÄ¼sse, die dafÄ¼r sorgen, dass Er-
innerung kein authentisches Abbild der Vergangenheit
ist. Dazu bedient sich Fried, mit der Zuversicht inter-
disziplinÄ¼ren Aufbruchs kulturwissenschaftliche Bor-
niertheit Ä¼berwindend, kognitions- und neurowissen-
schaftlicher Erkenntnisse. An den Beginn seines Bu-

ches stellt er vier Fälle, die die Allgegenwart unzuverlässiger Erinnerung veranschaulichen, die uns Heutige nicht minder betrifft als die weitgehend oralen Gesellschaften der Antike und des Mittelalters. Die Geschichtswissenschaft habe dieser Tatsache allerdings bis in die Gegenwart hinein kaum Rechnung getragen. Diesem Äbel zu steuern, tritt der systematische Teil der Arbeit an. Hier beschreibt Fried das Gedächtnis als ein Zusammenspiel natürlicher, d.h. durch den neuronalen Aufbau des Gehirns bedingter und kulturell durch Sozialisation, Weltbild und sprachliche Strukturierung etwa, geformter Erinnerungsprozesse. Vor diesem Hintergrund legt Fried in gut verständlicher, ja gefälliger Sprache und mit minutiöser, bisweilen in Redundanz umschlagender Ausführlichkeit seine These dar: Es gebe keine zwei identischen Erinnerungen, weil sowohl zwei Individuen ein und dasselbe Ereignis unterschiedlich wahrnehmen und daher unterschiedlich erinnern als auch das Gehirn eines Individuums die Erinnerung mit jedem neuen Abruf verändere. Erinnerung ist stets Gegenwart, nie Vergangenheit. Sie ist Schäpfung, Konstrukt. (S. 105) Jenseits aller bewussten Manipulation widerfahren dem erinnerten Material Verformungen, die sich der Willkür des sich erinnernden Individuums entziehen.

Für die Betrachtung der Überlieferung, insbesondere oraler oder halbliterarer Gesellschaften wie denen des Mittelalters, hat die Auffassung vom Erinnerungsakt als einer vielfach bedingten konstruktiven Leistung des Gehirns weitreichende Konsequenzen. Die Quelle wird zu einem kontingenten Produkt des launenhaften Neuronenfeuers. Zehn Jahre früher oder später, morgens oder abends würde derselbe auf seine Erinnerungen angewiesene Chronist unter anderen Bedingungen schreiben, folglich sein Gedächtnis anders aktiviert und er selbst über das nämliche Geschehen jeweils anderes und auf andere Weise festgehalten haben, als er es zum Zeitpunkt seines Niederschreibens tatsächlich tat. (S. 138) Kaum eine Quellengattung, deren Anspruch, Vergangenheit getreulich zu überliefern, nicht vom ändlosen Strom sich wandelnder Erinnerungen (S. 232) fortgespült würde. Insbesondere gegenüber erzählenden Quellen, denen die Geschichtswissenschaft zumeist die Kenntnis historischer Zusammenhänge verdankt, ist Skepsis angebracht. Alles, was sich bloß der Erinnerung verdankt, hat prinzipiell als falsch zu gelten. (S. 48) Auch die Diplomatie bleibt von diesem Postulat nicht verschont. Befragt man die Urkunde auf die Vorgeschichte des beurkundeten Rechtsaktes und nicht lediglich auf dessen bloßes Faktum hin, so wird

man der *narratio* als Erzählung dieser Vorgeschichte die gleiche Skepsis entgegenbringen müssen wie auch anderen erzählenden Texten.

Es scheint daher, der Geschichtswissenschaft bliebe angesichts der Kontingenz des Überlieferten nichts, als es aufzugeben, das Goldkorn der wahren Begebenheit aus dem Strom der Erinnerungen waschen zu wollen. Denn ganz gleich, welche Fortschritte die Neurowissenschaften noch machen werden dem Historiker wird vom Schluckauf des Thietmar von Merseburg und den Verformungen, die dessen Chronik der Verkrampfung des Zwerchfells verdankt, keine Kunde zufallen. Der mannigfaltige Einfluss äußerer wie innerer, somatischer wie psychischer Reize erlaubt keine Aussage über die Art der Verformungen, die der Erinnerung widerfahren. Sicher ist nur: Sie fanden statt. Diese bescheidene Wahrheit mag immerhin zu jener von Fried geforderten grundlegenden Skepsis führen, deren erneuter Befragung sich manches Zeugnis wird stellen müssen, dem mit dem Attribut der Neutralität auch das der Zuverlässigkeit allzu bereitwillig zuerkannt wurde. Neues, der Aufgabe der Umwertung der erhaltenen Quellen (S. 385) gewachsenes quellenkritisches Werkzeug aber stellt das Buch keines zur Verfügung. Dass Vergleichsquellen die Verlässlichkeit eines Zeugnisses erhöhen oder zunichte machen können, dass die Zeit des beschriebenen Geschehens und die Zeit der Niederschrift zu unterscheiden sind, dass gesellschaftlicher Kontext, Bildungshorizont des Autors, legitimatorische Absichten bei der Interpretation einer Quelle beachtet werden müssen das alles ist nichts wesentlich Neues. Auch dass vermeintliche Erinnerungen an ein nie geschehenes Ereignis im individuellen wie im kollektiven Gedächtnis installiert werden können, war zuvor bekannt.

Der Erfinder der historischen Memorik verwahrt sich aber gegen den Vorwurf, seine Methode sei rein destruktiv und lasse die ohnehin schon dünne Quellengrundlage der Mediävistik weiter abbröckeln. Er sieht vielmehr Erkenntnisgewinne winken, ja die Geschichtswissenschaft auf dem Weg zu neuen Forschungsfeldern [...], die bislang unbetretbar waren (S. 390). Als Ertrag dieser historiografischen Neulandgewinnung nennt er Fragen der kulturellen Zuweisung des Sinns, der Kommunikation des Wissens, kurz: den gesellschaftlich bedingten Formierungsprozess des kulturellen Gedächtnisses (S. 388). Gesellschaftliche Bedingtheit aber interessiert die historische Memorik nur, soweit sie für den neuronalen Aufbau des Gehirns in der Kindheit verantwortlich ist. Die Kindheit bietet den Schlüssel zu aller kulturellen Entfaltung; in ihr werden die Erinne-

rungsweisen eingeht, [...] die dann das Bewusstsein des Erwachsenen lenken und ein Leben lang vorhalten müssen. (S. 392) Ein solch statisches Modell fällt hinter die bereits gewonnene Einsicht zurück, dass Erinnerung ein Akt ist, der in der Gegenwart stattfindet und dessen Bedeutung und Form vom gegenwärtigen Erleben des sich erinnernden Individuums mitbestimmt werden.

Der Weg, auf dem die Memorik ihr Ziel, die gedächtnisbedingten Verformungen erzählender Quellen sichtbar zu machen, erreichen könnte, wäre daher nicht so sehr die Geschichte der Kindheit, für die Fried plädiert, als vielmehr die Analyse der historischen Bedingungen, unter denen die Menschen sich erinnern. In solchen Fragestellungen allerdings trifft sich die Gedächtniskritik mit diskursanalytisch orientierten Techniken und muss sich daher fragen lassen, welchen spezifischen Erkenntnisgewinn sie ihnen gegenüber zur Verfügung stellt. Eine Auseinandersetzung mit dem Diskursbegriff und der aus ihm hervorgegangenen geschichtswissenschaftlichen Methode wehrt Fried jedoch durch den Einwand ab, das Gedächtnis sei, wie für alle gesellschaftlichen Phänomene, so auch für jeglichen Diskurs grundlegend. âKeine Sprache dient ursprünglich [...] Diskursen; jede vielmehr der hirnternen, neuronal enkodierten symbolischen

Repräsentation unserer Wirklichkeit und der Kommunikation über dieselbe.â (S. 132) Indem Fried den Diskurs nur als kommunikativen Prozess auffasst, eskamotiert er aus dessen Begriff die überhaupt erst Erkenntnis- und damit Erinnerungsobjekte schaffende Funktion. Unter den Begriff der Kultur gefasst, wird die Relevanz diskursiver Praktiken lediglich für den neuronalen Aufbau des Gehirns, nicht aber für die Aktualität des Erinnerungsaktes gesehen und zu Ende gedacht.

In dieser Lesart schmilzt der Vorsprung dahin, den Frieds Memorik gegenüber herkömmlichen historiografischen Methoden zu haben schien. Denn da die Kontingenz neuronaler Abläufe der Geschichtswissenschaft die Erkenntnis des natürlichen Momentes des Erinnerns versperrt, die Fragen aber, die an sein kulturelles Moment zu richten wären, mit diskursanalytischen Mitteln zu stellen, vielleicht auch zu beantworten sind, bleibt vom großen Entwurf einer Memorik, allen Bekenntnissen zum Konstruktiven zum Trotz, wenig mehr als die grundlegende Skepsis gegen die Quellen. Doch können ja auch die âUmwertung der Quellenâ und das âEingeständnis des überlieferungsbedingten Nichtwissensâ (S. 385) treibende Kräfte geschichtswissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts sein.

If there is additional discussion of this review, you may access it through the network, at:

<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/>

Citation: Marcel Müllerburg. Review of Fried, Johannes, *Der Schleier der Erinnerung: Grundzüge einer historischen Memorik*. H-Soz-u-Kult, H-Net Reviews. March, 2005.

URL: <http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=19617>

Copyright © 2005 by H-Net, Clio-online, and the author, all rights reserved. This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders. For permission please contact H-SOZ-U-KULT@H-NET.MSU.EDU.